

**Simone Schiedermaier**

**Sprachenpolitik an Hochschulen in Zeiten von Exzellenz und Internationalisierung: Das Beispiel München.**

**Dokumentation zur Podiumsdiskussion am 2. Juni 2008 an der Ludwig-Maximilians-Universität München**

Wissenschaft vollzieht sich im Medium der Sprache. Forschungsdesiderate werden sprachlich festgehalten und verfolgt. Forschungsergebnisse werden sprachlich gesichert, publiziert, rezipiert, diskutiert und in der Lehre weitergegeben. Anträge werden formuliert und begutachtet. Prüfen und geprüft werden sind sprachliche Handlungen. – Vor diesem Hintergrund konturiert sich die Frage nach der gegenwärtigen Sprachenpolitik deutscher Hochschulen, die sich mit Exzellenzinitiative und Bolognaprozess in einem Prozess entscheidender, auf Internationalisierung ausgerichteter Veränderungen befinden.

Dabei bietet es sich an, die Sprachenfrage im Zusammenhang mit Exzellenz und Internationalisierung am Beispiel des Hochschulstandortes München zu diskutieren. Denn bereits in der ersten Antragsrunde im Jahr 2006 wurden die beiden großen Münchner Universitäten, die Ludwig-Maximilians-Universität und die Technische Universität, als Exzellenzuniversitäten ausgezeichnet. Auch wenn in den offiziellen Bewertungsverfahren die Frage der Sprachenpolitik kaum eine Rolle spielt, so kommt ihr doch gerade im Zusammenhang des angestrebten Anschlusses an die internationale Spitzenforschung eine durchaus wichtige Rolle zu. Interessant sind dabei die konkreten Verhältnisse der beiden Universitäten, auf die diese Diskussion trifft. Die LMU zählt 7.600 ausländische Studierende aus 125 Ländern, weist mit ihren 16% einen der höchsten Ausländeranteile an Hochschulen in der Bundesrepublik auf; die TUM kann auf 20% ausländische von insgesamt 20.000 Studierenden verweisen. Die LMU präsentiert sich als die akademische Heimat der meisten ausländischen Studierenden in Deutschland<sup>1</sup> und die TUM bringt ihr Engagement im Bereich Internationalität mit dem Motto zum Ausdruck ‚Beste Verbindungen weltweit‘<sup>2</sup>. Die LMU hat im Rahmen ihres für die Exzellenzinitiative erarbeiteten Zukunftskonzepts ein Kooperationskonzept entwickelt, das Schlüsselkooperationen mit ausländischen Universitäten, den internationalen Studentenaustausch und den Austausch wissenschaftlichen Personals zum Ziel hat. Die TUM betont, dass ihr Zukunftskonzept darauf ausgerichtet ist, die TUM zum „Tauschplatz des Wissens“ zu machen, für hochkarätige Wissenschaftler der TUM, aus der forschenden Industrie und aus dem Ausland. Das Zukunftskonzept der TUM setzt auch im Bereich der Hochschuladministration auf Inter-

---

<sup>1</sup> [http://www.uni-muenchen.de/ueber\\_die\\_lmui/internationales/index.html](http://www.uni-muenchen.de/ueber_die_lmui/internationales/index.html) [Stand: 21.08.2008]

<sup>2</sup> <http://portal.mytum.de/studium/bewerbung/incomings/index.html> [Stand: 21.08.2008]  
<http://portal.mytum.de/international/index.html> [Stand: 21.08.2008]

nationalisierung; in diesem Bereich tätige Hochschulmitglieder sollen durch Aufenthalte an internationalen Spitzenuniversitäten auf Verwaltungsprozesse bezogene Erfahrungen sammeln.

Vor dem Hintergrund der Sprachenfrage fällt neben dieser dezidierten Förderung internationaler Beziehungen auf, dass beide Universitäten ihre im Rahmen der Exzellenzinitiative erarbeiteten Zukunftskonzepte in englische Schlagwörter fassen, nämlich ‚LMUexcellent. Working Brains – Networking Minds – Living Knowledge‘ und ‚TUM. The Entrepreneurial University‘. Während die LMU für die 6 Konzepte, auf denen ihr Programm basiert, zum größten Teil deutsche Bezeichnungen gefunden hat – 1. Investition 2. Rekrutierung (einschließlich der Erfüllung des Gleichstellungsauftrags) 3. Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses 4. Qualitätsmanagement 5. Kooperation 6. Governance)<sup>3</sup> –, formuliert die TUM die fünf Zielgrößen ihres Zukunftsprogramms auf Englisch – Comprehensive Support, Gender & Diversity, Entrepreneurial Culture, Sustainability, Investments<sup>4</sup>. Wie auch dieser kurze Blick auf die Selbstpräsentationen der beiden Universitäten als Exzellenzuniversitäten bereits deutlich macht, steht im Mittelpunkt der Diskussion zur Sprachenpolitik die Frage nach der Stellung des Englischen an den Hochschulen. Dieses spätestens seit der gezielten Einführung englischsprachiger Studiengänge Mitte der 1990er Jahre intensiv diskutierte Thema gewinnt nun durch die auf Internationalität ausgerichtete Exzellenzinitiative an zusätzlicher Virulenz. Welchen Beitrag kann eine verstärkte Forcierung des Englischen als Verkehrssprache der Wissenschaft für den Ausbau der Exzellenzuniversitäten leisten, welches Potential hat das Deutsche als Wissenschaftssprache in diesem Zusammenhang?

Dazu haben sich inzwischen verschiedene Positionen herausgebildet. Unbestritten ist, dass eine gemeinsame Sprache die internationale Rezeption von Forschungsergebnissen erleichtert. Zu überlegen ist jedoch, in welchen Zusammenhängen eine Verwendung des Deutschen als Wissenschaftssprache relevant ist. So plädiert etwa der Deutsche Hochschulverband dafür, keine pauschalen Entscheidungen zu treffen, sondern abzuwägen, in welchen universitären Zusammenhängen ein Rückgriff auf das Englische oder auf das Deutsche funktionaler ist. Beispielhaft seien hier die Schnittstelle ‚Forschung-Öffentlichkeit‘ und der Bereich ‚Lehre‘ genannt.<sup>5</sup>

---

<sup>3</sup> Beiträge zur Hochschulforschung, Heft 4, 28. Jahrgang, 2006 oder [http://www.ihf.bayern.de/dateien/beitraege/Muelke-Pressmitteilung\\_TUM-4\\_2006.pdf](http://www.ihf.bayern.de/dateien/beitraege/Muelke-Pressmitteilung_TUM-4_2006.pdf) [Stand: 09.08.2008]

<sup>4</sup> <http://portal.mytum.de/tum/exzellenzinitiative/zukunftskonzept/index.html> [Stand: 09.08.2008]

<sup>5</sup> Zur Position des Deutschen Hochschulverbandes siehe Grigat, Felix (2007) Deutsch als Wissenschaftssprache. Die Position des Deutschen Hochschulverbandes. In: DAAD (Hrsg.) (2007) Deutsch als Wissenschaftssprache. Sektion III ‚Wissenschaft ist mehrsprachig‘ im Rahmen des Festivals ‚Die Macht der Sprache‘. Berlin, Akademie der Künste, 15. und 16. Juni 2007. Dokumentation der Sektionsbeiträge. Bonn: Deutscher Akademischer Austauschdienst, 66 f..

Um die hier skizzierte Sprachenfrage im Zusammenhang mit Exzellenz und damit verbundener Internationalisierung am konkreten Beispiel der Münchner Universitäten LMU und TUM zu diskutieren, fand am 2. Juni 2008 an der Ludwig-Maximilians-Universität München eine Podiumsdiskussion statt. Die Initiative zu der Veranstaltung ging von der Münchner Arbeitsgemeinschaft ehemaliger DAAD-Lektor/innen (MAEDL) aus und wurde vom DAAD (=Deutscher Akademischer Austauschdienst) gefördert.<sup>6</sup> Ziel der Veranstaltung war es, die Notwendigkeit von dezidierten sprachpolitischen Konzepten in Bezug auf die universitäre Lehre und Forschung stärker in das Bewusstsein der universitären wie auch außeruniversitären Öffentlichkeit zu rücken, auf die verschiedenen Aspekte des Themenkomplexes aufmerksam zu machen und zu diskutieren, mit welchen Konzepten sich die beiden Universitäten in diesem Bereich positionieren. Dazu wurde jeweils ein Vertreter bzw. eine Vertreterin aus der Leitung der beiden Hochschulen auf das Podium eingeladen. Die LMU wurde durch den Kanzler, Thomas May, vertreten. Für die TUM saß Dr. Hannemor Keidel, Vizepräsidentin für internationale Beziehungen der TU, auf dem Podium. Darüber hinaus wurden Fachwissenschaftler verschiedener Disziplinen eingeladen, die auf dem Gebiet der Wissenschaftssprache ausgewiesen sind. Prof. Dr. Ralph Mocikat lehrt Immunologie an der LMU, ist Mitverfasser der ‚Sieben Thesen zur deutschen Sprache in der Wissenschaft‘ und Vorsitzender des Vereins ‚Arbeitskreis Deutsch als Wissenschaftssprache‘ (ADAWIS). Prof. Willie van Peer Ph. D. leitet derzeit das Institut für Deutsch als Fremdsprache der LMU München. Er ist durch zahlreiche vorwiegend englischsprachige, aber auch deutschsprachige Publikationen im Bereich der interkulturellen Hermeneutik ausgewiesen. PD Dr. phil. habil Winfried Thielmann hat am Institut für Deutsch als Fremdsprache der LMU habilitiert und vertritt derzeit die Professur für Deutsch als Fremd- und Zweitsprache an der TU Chemnitz. Seine Lehr- und Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Linguistik des Deutschen, der Wissenschaftssprache und interkulturellen Kommunikation. Die Positionen des DAAD als einer im Zusammenhang des Internationalisierungsprozesses deutscher Hochschulen wichtigen Förderinstitution wurden von Dr. Annette Julius vertreten, Leiterin der Programmabteilung Nord sowie des Büro Berlin des DAAD. Die Moderation wurde von Frau Susanne Poelchau übernommen, stellvertretende Leiterin der Redaktion Wissenschaft und Bildung des Bayerischen Rundfunks und u. a. verantwortlich für die Sendung ‚IQ-Wissenschaft und Forschung‘. Die Aktualität und Brisanz des Themas zeigte sich einerseits darin, dass hochrangige institutionelle Vertreter/innen und Wissenschaftler/innen für das Podium gewonnen werden konnten, andererseits in der hohen

---

<sup>6</sup> Für die konkrete Konzeption und Durchführung waren Dr. Stephan Hollensteiner, Dr. Renate Riedner, Dr. Simone Schiedermaier und Anastasia Tzilinis M. A. verantwortlich.

Zahl von ca. hundert Teilnehmer/innen an der Veranstaltung, die mit konstruktiven Beiträgen und provokativen Anfragen an das Podium die Möglichkeit zur Diskussion intensiv nutzten. Mit der vorliegenden Veröffentlichung sollen nun einem breiteren Publikum die Beiträge der Podiumsteilnehmer/innen vorgestellt werden, die diese auf der Veranstaltung als Eingangsstatement formuliert haben. Vier der sechs Podiumsteilnehmer/innen haben dankenswerterweise ihre schriftlichen Versionen davon zur Publikation zur Verfügung gestellt. Diese werden im Folgenden in der Reihenfolge veröffentlicht, in der sie auf dem Podium gehalten wurden: Den Anfang bildet die Fachexpertise mit den Beiträgen von PD Dr. Winfried Thielmann aus dem Bereich Deutsch als Fremdsprache und Prof. Dr. Ralph Mocikat aus der Immunologie. Danach folgt die konkrete Hochschulpolitik der TU München mit dem Beitrag von Dr. Hanne-mor Keidel, Vizepräsidentin der TUM. Das Statement der Vertreterin des Deutschen Akademischen Austauschdienstes zur Förderpolitik, Dr. Annette Julius, bildet den Abschluss.

Weitgehende Einigkeit herrschte auf dem Podium in Bezug auf die faktische Dominanz von Englisch als Wissenschaftssprache. Einig war man sich auch, dass Deutsch als Wissenschaftssprache nicht aufgegeben werden solle. Wie die Vertreter aus der Wissenschaft, PD Dr. Thielmann, Prof. van Peer und Prof. Mocikat meinten, gelte dies nicht nur für das Deutsche, sondern auch für andere ausgebildete Wissenschaftssprachen. Für welche konkreten universitären Zusammenhänge die heimische Wissenschaftssprache jedoch Vorrang haben sollte, wurde von den Diskutanten unterschiedlich bewertet. Während die institutionellen Vertreter der LMU, der TUM und des DAAD vor allen Dingen betonten, dass nur die grundständigen Lehrangebote weiterhin auf Deutsch angeboten werden und auch werden sollten, forderten die Wissenschaftler Thielmann und Mocikat, dass auch Forschung auf höchstem wissenschaftlichem Niveau unter Verwendung des Deutschen als Wissenschaftssprache weiterhin möglich sein solle. Sie wiesen darauf hin, dass Sprache nicht nur der Weitergabe von Wissen, sondern auch der Erkenntnisgewinnung diene und dass dieser Prozess ungleich erfolgreicher in der eigenen Muttersprache erfolge. Mocikat wies darüber hinaus vor allem auf die Problematik hin, dass auch im internen Wissenschaftsbetrieb Englisch dominiere. Wie auch Thielmann, May und Julius kritisch anmerkten, werde man in weiten Bereichen des internen Wissenschaftsbetriebs an deutschen Hochschulen auf das Englische verpflichtet, etwa beim Verfassen von Anträgen und Gutachten sowie in gewissen Bereichen der Lehre, etwa im Masterbereich. Einig war man sich auf dem Podium auch, dass es gelte, Konzepte zu entwickeln, um in Bezug auf die gegenwärtige Sprachensituation in der deutschen Hochschullandschaft aktiv zukunftsorientiert zu agieren, sie nicht nur passiv zu akzeptieren bzw. auf sie zu reagieren. Während May, Keidel und Julius darüber nachdachten, wie die englischen Sprachkenntnisse

deutschsprachiger Studierender und Wissenschaftler/innen verbessert werden könnten, ging es den beiden Fachvertretern Thielmann und Mocikat darum, zu reflektieren, in welchen Bereichen die Verwendung des Deutschen als Wissenschaftssprache sinnvoll sei und welche Angebote zum Erlernen der deutschen Wissenschaftssprache für ausländische Studierende und Wissenschaftler zu schaffen seien. Bei den Vertretern der Institutionen war somit eine Tendenz erkennbar, Sprachenpolitik als Sprachenpolitik zugunsten der Förderung des Englischen zu verstehen, wobei der Kanzler und die DAAD-Vertreterin darauf hinwiesen, dass weder die LMU noch die großen Wissenschaftsorganisationen wie der Wissenschaftsrat und die Deutsche Forschungsgemeinschaft eine offizielle Position in dieser Frage hätten.

Deutlich wurde in der Diskussion, dass nachhaltigen sprachpolitischen Konzepten eine zentrale Rolle zukommt, insbesondere im Zusammenhang der Internationalisierung. Statt pauschale Entscheidungen zu treffen, gilt es, abzuwägen, welche Sprache in welchen universitären Zusammenhängen auch auf lange Sicht funktional ist. Deutlich wurde jedoch auch, dass – trotz der bereits seit einiger Zeit intensiv geführten Diskussion um die Wissenschaftssprache an deutschen Universitäten<sup>7</sup> – in der Institution Universität selbst nachhaltige Konzepte noch weitgehend ausstehen.

## **PD Dr. phil. habil. Winfried Thielmann, LMU München/TU Chemnitz, Deutsch als Fremdsprache**

### **Sprachpolitik an deutschen Hochschulen**

Braucht man an deutschen Hochschulen Sprachpolitik? Um diese Frage mit Bezug auf das Deutsche mit ‚ja‘ beantworten zu können, müssten zwei Bedingungen erfüllt sein:

1. Das Deutsche, in Gestalt der deutschen Wissenschaftssprache, müsste in Konkurrenz zu einer oder mehreren anderen Sprachen stehen und unter dieser Konkurrenz so leiden, dass es aus wissenschaftlichen Zusammenhängen verdrängt werden könnte.
2. Aus dieser Gefährdung des Deutschen als Wissenschaftssprache müssten konkrete wissenschaftliche und gesellschaftliche Nachteile resultieren.

Es müssten also zwei Dinge – eine mögliche Verdrängung des Deutschen aus wissenschaftlichen Zusammenhängen sowie aus dieser Verdrängung resultierende wissenschaftliche und

---

<sup>7</sup> Siehe in diesem Zusammenhang u. a. folgende Publikationen:

Motz, Markus (Hrsg.) (2005) Englisch oder Deutsch in Internationalen Studiengängen? Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang

DAAD (Hrsg.) (2007) Deutsch als Wissenschaftssprache. Sektion III ‚Wissenschaft ist mehrsprachig‘ im Rahmen des Festivals ‚Die Macht der Sprache‘. Berlin, Akademie der Künste, 15. und 16. Juni 2007. Dokumentation der Sektionsbeiträge. Bonn: Deutscher Akademischer Austauschdienst.

Limbach, Jutta (2008) Hat Deutsch eine Zukunft? Unsere Sprache in der globalisierten Welt. München: C.H.Beck. Hier insbesondere das Kapitel zu Deutsch als Fremdsprache. Eine Rezension zu diesem Band findet sich auf den Seiten XX-XX in der vorliegenden Ausgabe von Zielsprache Deutsch.

gesellschaftliche Nachteile – zusammenkommen, um die Notwendigkeit von Sprachpolitik an deutschen Hochschulen zu begründen.

Die Dokumentationen zu Punkt 1 liegen vor: Die Geschichte der deutschen Wissenschaftssprache im 20. und im beginnenden 21. Jahrhundert ist im wesentlichen eine Verdrängungsgeschichte, wie beispielsweise Ulrich Ammon in mehreren Arbeiten gezeigt hat. Die historischen Ursachen dieser Entwicklung sind aber erst seit kurzem bekannt. In ihrem 2007 erschienenen Buch „Deutsch als internationale Wissenschaftssprache und der Boykott nach dem ersten Weltkrieg“ weist Roswitha Reinbothe nach, dass das Deutsche seinen Status als internationale Wissenschaftssprache vor allem ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts massiver wissenschaftssprachpolitischer Förderung verdankte, und dass es diesen Status in einer – vor allem von Frankreich ausgehenden – Boykottsituation nach dem ersten Weltkrieg weitgehend einbüßte. Die Gründung des Goethe-Instituts sowie des DAAD Anfang der dreißiger Jahre sind – verspätete – wissenschaftssprachpolitische Förderungsmaßnahmen gewesen. Reinbothe zeigt, dass bereits zu diesem Zeitpunkt eine Weichenstellung weg von einer wissenschaftlichen Mehrsprachigkeit Französisch-Englisch-Deutsch und hin zur internationalen Vormachtsstellung des Englischen als Wissenschaftssprache erfolgte. Heute erscheinen praktisch alle deutschen naturwissenschaftlichen Fachzeitschriften auf Englisch, in den Geisteswissenschaften ist ein ähnlicher Trend zu beobachten, etliche universitäre Lehrveranstaltungen werden bereits auf Englisch angeboten und in – vom DAAD geförderten – internationalen Promotionsstudiengängen darf die Dissertation auch auf Englisch eingereicht werden. Vor diesem Hintergrund scheint sich die Frage zu stellen, ob man im Zeitalter von Exzellenz und Internationalisierung nicht eine Sprachpolitik zugunsten des Englischen bräuchte, um im internationalen Wettbewerb mithalten zu können. Mit anderen Worten: Die erste Bedingung, das heißt eine Verdrängung der deutschen Wissenschaftssprache, ist zwar erfüllt, aber es ist nicht klar, wie diese Entwicklung zu werten ist. Ich komme nun zu Punkt 2, also der Frage, ob aus der Verdrängung des Deutschen aus wissenschaftlichen Zusammenhängen wissenschaftliche und gesellschaftliche Nachteile resultieren können.

Ich versuche nun, diese Frage in aller Kürze aus der historischen und dann aus der Gegenwartsperspektive zu beantworten. Wissenschaftssprachgeschichtlich ist es interessant festzustellen, dass es im westeuropäischen Raum einmal eine ‚Universalsprache‘ der Wissenschaft gab, nämlich das Lateinische. Warum wurde eine Wissenschaftssprache, die noch dazu den Vorteil hatte, von allen Wissenschaftlern gleichermaßen gelernt werden zu müssen, aufgegeben? Ein Blick auf die Texte zeigt: genau deswegen, weil sie von allen gelernt werden musste.

Wie Konrad Ehlich gezeigt hat, ist die mit Galilei beginnende moderne empirische Wissenschaft – im Gegensatz zur Scholastik – im wesentlichen ein Streitgeschäft: ein Wissenschaftler muss den anderen davon überzeugen, dass das, was er in der Wirklichkeit zu erblicken meint, auch tatsächlich der Fall ist. Ich glaube, dass ich in eigenen Arbeiten habe nachweisen können, dass das Lateinische, also die Universalsprache, für dieses Streitgeschäft nicht die notwendigen sprachlichen Ressourcen zur Verfügung stellte. Die Wissenschaftler bedienten sich daher zunehmend der Vernakulärsprachen, d.h. ihrer jeweiligen Volks- und Muttersprachen, und machten diese Sprachen für wissenschaftliche Zwecke gefügig. Mit anderen Worten: Die Wissenschaftler, und zwar zunächst die Naturwissenschaftler, gaben um der Wissenschaft willen die Universalsprache auf und bauten ihre jeweiligen Muttersprachen zu Wissenschaftssprachen aus. Der Verlust der Universalsprache hat die europäische Wissenschaftsentwicklung nicht behindert, sondern, wie man mit Fug und Recht sagen kann, erheblich befördert. Der Aufbruch in die wissenschaftliche Mehrsprachigkeit, der Ausbau von Vernakulärsprachen zu Wissenschaftssprachen, ist ein Motor der europäischen Wissenschaftsentwicklung gewesen. Der Weg von der Scholastik in die Neuzeit führt über wissenschaftliche Mehrsprachigkeit.

Dies hängt auch damit zusammen, dass sich diese Wissenschaftssprachen in ihrem Zugriff auf Wirklichkeit unterscheiden. Ich kann das hier nicht im Detail ausführen und muss mich auf ein Beispiel beschränken: Wo z.B. das Deutsche eine auf den Leibniz-Schüler Christian Wolff zurückgehende Tradition der motivierten Benennung wissenschaftlicher Begriffe aufweist, werden im Englischen vorwiegend lateinische Ressourcen genutzt. Annette Kuenkamp hat dies anhand der Übersetzung der Werke Freuds plausibel machen können: Aus der Freud'schen Nominalphrase ‚das Ich‘ wird im Englischen ‚the ego‘. In solchen nur scheinbar marginalen strukturellen Differenzen hinsichtlich des sprachlichen Zugriffs auf Wirklichkeit steckt ein ungeheures Innovationspotential, das meines Erachtens die europäische Wissenschaftsentwicklung maßgeblich befördert hat.

Was würde also verloren gehen, wenn die deutsche Wissenschaftssprache zugunsten des Englischen verschwände? Mit Blick auf das bisher Entwickelte lässt sich folgendes sagen:

1. Das, was hier verschwände bzw. provokativ gesagt: aus Ignoranz aufgegeben würde, wäre ein Resultat mehrhundertjähriger gesellschaftlicher Investition in den Sprachausbau. Eine Investition, die sicherstellt, dass deutschsprachige Nachwuchswissenschaftler die größte sprachliche Herausforderung ihrer Karriere, nämlich die Bewältigung wissenschaftlicher Begriffsbildung und des wissenschaftlichen Streits, in ihrer Muttersprache vollziehen können. Eine Investition, die sicherstellt, dass neue wissenschaftliche Erkenntnisse für die deutsch-

sprachigen Gesellschaften auf Deutsch verfügbar werden können. Eine Investition, die sicherstellt, dass die deutsche Sprache nach wie vor von ihrer Top-Varietät befruchtet wird und nicht zu einer Heimsprache degeneriert, während vielleicht schon ein Behördengang auf Englisch zu erfolgen hat.

2. Die englische Wissenschaftssprache ist gleichermaßen Resultat der gesellschaftlichen Investition mehrhundertjährigen Sprachausbaus. Das Englische als Wissenschaftssprache ist – anders als dies vielleicht mitunter geglaubt wird – keinesfalls problemlos hantierbar. Der Ausspruch „The language of good science is bad English“ gilt nur für die nicht-anglophonen Wissenschaftler. Wer in der englischsprachigen wissenschaftlichen *community* Neues durchsetzen kann, schreibt in der Regel ausgezeichnet. Ich erinnere in diesem Zusammenhang nur an den – wie es Harald Weinrich so schön gesagt hat: „raffiniert untertrieben“ – Schlusssatz, mit dem Watson und Crick ihre Entdeckung des genetischen Kopiermechanismus lancieren: „It has not escaped our notice that the specific pairing we have postulated immediately suggests a possible copying mechanism for the genetic material.“ (Watson/Crick 1953, 737) Da muss schon ganz schön viel Lebenszeit auf das Englische verwandt werden, bis einem so etwas einfällt. Dieser Heimvorteil ist für deutsche Wissenschaftler nur schwer einzuholen, die zudem – für den Fall einer völligen Aufgabe des Deutschen in ihrem jeweiligen Fach – ihre *Erkenntnisleistungen* in der Fremdsprache zu vollbringen hätten – keine der wissenschaftlichen Innovation förderliche Situation.

3. Wie die Wissenschaftssprachgeschichte zeigt, ist Internationalität keineswegs an wissenschaftliche Einsprachigkeit gebunden. Auf die europäische Situation bezogen heißt dies: Gerade eine mehrsprachige Wissenschaftslandschaft, in der mehrere Wissenschaftssprachen füreinander Ressourcen darstellen, ist der Innovation besonders förderlich. Wer eine solche dem wissenschaftlichen Fortschritt günstige Situation einer vermeintlichen Internationalität opfert, verkennet, dass das internationale Renommee an der Qualität der Ergebnisse, und nicht ihrer Sprachlichkeit hängt. Sind die Ergebnisse gut, wird man sich auch um die Sprache bemühen, in der sie formuliert sind. Sind sie schlecht, werden sie selbst durch gutes Englisch nicht besser.

Hiermit kann die Frage, ob an den deutschen Hochschulen Sprachpolitik notwendig ist, mit ‚ja‘ beantwortet werden:

Die deutschen Hochschulen, die durch den Bolognaprozess in den europäischen Hochschulraum integriert sind, stehen in der Verantwortung, diesem Hochschulraum seine wichtigste innovative Ressource, nämlich seine wissenschaftliche Mehrsprachigkeit zu erhalten. Es ist dies eine Mehrsprachigkeit, in der das Englische als gleichberechtigter Partner zu anderen



ausgebauten Wissenschaftssprachen hinzutritt. Das heißt, die deutschen Hochschulen müssen im In- und Ausland die eigene Wissenschaftssprache sowie eine mehrsprachige Wissenschaftslandschaft fördern. Andernfalls könnte die moderne europäische Wissenschaft hinter den Zustand zurückfallen, von dem sie einst aufgebrochen ist. Wer um Exzellenz und Internationalität bemüht ist, muss hierfür die sprachlichen Bedingungen erhalten. Die monolinguale Exzellenzroute wird mit einem *Dreamliner* bedient, der täglich in Richtung Scholastik abfliegt. Dankeschön.

**Prof. Dr. Ralph Mocikat, LMU München, Immunologe**

### **Englisch als alleinige Wissenschaftssprache aus naturwissenschaftlicher Sicht**

Im Jahr 2007 hat sich eine Reihe von Wissenschaftlern vornehmlich naturwissenschaftlicher Disziplinen in dem *Arbeitskreis Deutsch als Wissenschaftssprache* (ADAWIS) e.V. zusammengeschlossen, der sich im Sinne kultureller und sprachlicher Vielfalt für die Pflege der deutschen Wissenschaftssprache einsetzt.

Die zentrale These des Arbeitskreises ist: Wissenschaft muss mehrsprachig sein. Natürlich ist auf *internationalem* Parkett eine gemeinsame Verständigungssprache zwingend notwendig, und dass das Englische diese Funktion übernommen hat, soll in keiner Weise hinterfragt werden. Jedoch müssen wir uns bewusst bleiben, dass Sprache nicht nur Medium zur Mitteilung des als gesichert geltenden Wissens ist, sondern auch ein Werkzeug zur Erkenntnisfindung. Das gilt nicht nur in den Geisteswissenschaften, die ja stets einen kulturell-historischen Hintergrund haben, sondern auch in den Naturwissenschaften. Auch wenn der naturwissenschaftlich-experimentelle Ansatz sprachunabhängig sein sollte, so ist doch der eigentlich kreative Akt des Naturwissenschaftlers die Formulierung der Hypothese, die dann anschließend experimentell überprüft werden kann. Es zeigt sich, dass die Herangehensweise gegenüber offenen Fragen, das Auffinden der Hypothesen, die Heuristik in dem Denken verwurzelt bleibt, das die jeweilige *Muttersprache* mitbedingt. Auch in den Naturwissenschaften spielt für die Erkenntnisgewinnung rhetorisches Argumentieren eine entscheidende Rolle. Die Naturwissenschaften wollen die Wirklichkeit mit Hilfe von Theorien erklären. Diese sind naturgemäß oft sehr unanschaulich. Wenn ein Wissenschaftler gegenüber Kollegen und der Öffentlichkeit, - als deren Teil Wissenschaft sich stets verstehen sollte -, neue Theorien durchsetzen will, muss Unanschauliches anschaulich gemacht werden, und dies kann nur mittels Bildern geschehen. Die Bilder sind erkenntnisleitend, sie projizieren Bekanntes auf Unbekanntes, und sie werden immer aus der Alltagssprache entnommen. Fachsprachen entstehen aus der gewöhnlichen Sprache und stehen in ständigem Austausch mit dieser. Und es ist selbstverständlich die Mut-

tersprache, welche die eingängigsten Metaphern zur Benennung und zum diskursiven Durchsetzen neuer Theorien bereitstellt. Aus Untersuchungen aus Schweden wissen wir, dass das Verständnis in englischsprachigen Vorlesungen seitens der Studenten erheblich zurückbleibt, auch wenn das den Studenten nicht bewusst wird. Die Preisgabe der Muttersprache hat unabsehbare Folgen für den Kontakt zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, für die öffentliche Akzeptanz von Forschung oder etwa für den Diskurs ethischer Aspekte der Wissenschaft, aber auch für den fächerübergreifenden Dialog sowie für den Transfer von Ergebnissen der Grundlagenforschung in die Anwendung.

Jede Sprache erfasst die Wirklichkeit auf je eigene und mehr oder weniger richtige Weise. Jede Sprache bietet eine andere Brille für die Wahrnehmung und die Beschreibung der Welt und je eigene Argumentationsstrategien. Die Vielzahl der Betrachtungsweisen, die für die Beschreibung einer hoch komplexen Wirklichkeit sowie für wissenschaftliche Abstraktion unabdingbar ist, kann nur erhalten bleiben durch Plurilingualität und nicht durch sprachliche Gleichschaltung.

Trotzdem beobachtet man bei uns derzeit eine geradezu fanatisch betriebene Reduktion auf das englische Einheitsidiom auch im *internen* Wissenschaftsbetrieb. Auf Tagungen ohne jede internationale Beteiligung, selbst in alltäglichen Laborbesprechungen wird oft nur noch englisch gesprochen, auch wenn niemand anwesend ist, der des Deutschen nicht mächtig wäre. DFG-Begutachtungen müssen in englischer Sprache abgehalten werden, selbst wenn sämtliche Antragsteller und sämtliche Gutachter deutschsprachig sind. Immer mehr Lehrveranstaltungen von deutschen Dozenten für deutsche Studenten finden in englischer Sprache statt. Nun wollen wir natürlich ausländische Studenten und Wissenschaftler anwerben, doch ist es nicht zu verstehen, wenn unsere Gäste nicht mehr darin unterstützt werden, Deutsch zu lernen, selbst wenn sie schon 10 Jahre hier zubringen, wie ich das immer wieder erlebe. Übrigens wissen viele Gäste um die Beziehungen zwischen Sprache und Denken und werten daher die Abschaffung der deutschen Wissenschaftssprache auch als Rückzug aus der inhaltlichen Mitgestaltung der Wissenschaften. Die fehlende kulturelle Integration der Kollegen führt dazu, dass langfristige Bindungen, die auch nach ihrer Rückkehr in ihre Heimatländer Bestand haben und die in unserem eigenen Interesse liegen sollten, nicht hergestellt werden.

Fazit: Natürlich brauchen wir das Englische als *internationale* Verständigungssprache, doch die völlige Abschaffung der deutschen Wissenschaftssprache und die Einengung auf ein Einheitsidiom sind dem Erkenntnisprozess und dem Ansehen unserer Wissenschaft abträglich. Was wir brauchen, ist eine zumindest rezeptive Mehrsprachigkeit auch in den Wissenschaft-

ten. Universitäre Lehre sollte grundsätzlich in der Landessprache erfolgen, es sei denn der Dozent ist englischer Muttersprachler.

### **Dr. Hannemor Keidel, Vizepräsidentin, TU München**

#### **Sprachenpolitik an der TU München**

Wir sind eine deutsche und eine technische Universität und segeln unter dem Motto ‚At home in Bavaria, successful in the world‘. Die Internationalisierungsbemühungen der deutschen Universitäten waren, als man angefangen hat, bewusst mit diesem Instrumentarium umzugehen, mit dem Bestreben verbunden, im globalisierten Bildungsmarkt sichtbar und stärker vertreten zu sein. Englische Sprachkompetenz der inländischen Studierenden und auch der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen verbessert deren Möglichkeiten, sich in den ausländischen Gefilden besser zu bewähren. Ich bin ein fester Anhänger der Meinung, dass die lingua franca der heutigen Zeit Englisch ist, dass man sich diesem Phänomen pragmatisch stellen muss und sich ihm nicht widersetzen kann. Die Wissenschaftssprache zur allgemeinen Verständigung ist zunehmend Englisch. Zumindest kann man das für den naturwissenschaftlichen und auch den technischen Bereich sagen.

Verschiedene Maßnahmen sind für eine Universität notwendig, um sich der Herausforderung der Internationalisierung und den damit verbundenen Anforderungen an die individuelle Sprachkompetenz der Einzelnen stellen zu können. Erstens ist es für die deutschen Studierenden wichtig, dass sie in der englischen Sprache vernünftig ausgebildet werden, dass sie nicht nur *Denglisch* sprechen, sondern auch zusätzliche Kurse bekommen, etwa in creative writing und scientific writing. Wichtig sind meines Erachtens auch Trainingsangebote zur Präsentation auf Englisch, damit man sich im Ausland gut bewähren kann. Das ist Standard bei uns an der TUM. Zweitens bin ich der Meinung, dass die Sprachkompetenz über die Muttersprache und die allgemeine Verständigungsebene hinaus gehen und man zusätzlich mindestens noch eine Fremdsprache beherrschen sollte.

Die Maßnahmen, die man an deutschen Universitäten hinsichtlich von Studienangeboten in englischer Sprache in dieser internationalen Bildungswelt ergriffen hat, hatten aber auch einen Sinn: Man wollte für Studierende, die aus dem englischsprachigen Raum kommen, attraktiver werden und zwar nicht nur für Studierende aus Amerika und aus England, sondern auch für Studierende zum Beispiel aus Indien, wo die Studierenden in der Regel nur Englisch sprechen. Das heißt, wir haben an der TU München damit angefangen, Masterkurse komplett auf Englisch anzubieten. Inzwischen haben wir 13 solche Programme im Angebot. Außerdem haben wir angefangen, die Anzahl der Module, die englischsprachig unterrichtet werden, zu

erhöhen, wenngleich bei allen grundständigen Studiengängen die Lehrsprache selbstverständlich Deutsch ist. Allerdings gibt es ein Problem bei den rein englischsprachigen Lehrangeboten, wenn 70% der Lehrenden nicht Muttersprachler sind und – sagen wir 80% der zuhörenden Studierenden auch nicht-muttersprachlich Englisch aufgewachsen sind. Dann ist die Qualität der Sprache selbstverständlich gefährdet, und ich meine, so etwas muss man berücksichtigen. Dennoch ist unser Ziel, dass alle ausländischen Studierenden an der TUM, auch wenn sie am Anfang ihres Studiums nur englischsprachigen Kursen folgen können, am Ende ihres Studiums der deutschen Sprache mächtig sein sollten. Es gibt auch eindeutige – wir sind an der TUM natürlich stärker industrieorientiert – Aussagen von der Arbeitgeberseite, dass die Qualifikation an einer deutschen Universität nur in Englisch nicht die Erhöhung der Attraktivität für den internationalen Arbeitsmarkt bietet. Das muss man beachten. Ich bin der Meinung, dass man, wenn man an einer deutschen Universität ist, die Spezifika einer deutschen Universität, ihre Kultur, auch die Lebensweise lernen soll, und da gehört einfach die Sprache dazu. Das bedeutet für eine Universität wie unsere, dass wir unseren ausländischen Studierenden genügend deutsche Sprachangebote machen müssen, und zwar fachsprachenspezifisch, auch zu Unterrichtszeiten, die an die jeweiligen Fächerkulturen angepasst sind. Auch hier müssen die Anstrengungen der Universität erhöht werden, um diese Studierenden so in ihren Fächern mitziehen zu können, dass sie dann am Ende auch erfolgreich im Studium sind. Unser Ziel ist die Implementierung der deutschen Sprache auch in den englischsprachigen Programmen und das Ziel des Präsidenten – ob sich's nun verwirklichen lässt oder nicht – ist, dass man, auch wenn man auf Englisch zu studieren anfängt, auf Deutsch sein Examen machen kann.

**Dr. Annette Julius, Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD) Bonn, Leiterin der Abteilung Programmabteilung Nord**

### **Deutsch als Wissenschaftssprache**

1. Bis vor kurzem waren es nur wenige Fachleute, die auf die Gefahren einer unreflektierten Übernahme des Englischen im Wissenschaftsbetrieb warnten. Hierzu gehören u.a.:

- Einschränkung der Kreativität und Niveauverlust, wenn Wissenschaftler gezwungen sind, in einer Fremdsprache zu publizieren oder sich mündlich auseinanderzusetzen;
- Verkümmern oder Absterben der Fachsprachen, wenn Fachterminologie in der Muttersprache nicht weiterentwickelt wird;

- schwindende öffentliche Akzeptanz von Forschung, wenn diese nicht in der Landessprache stattfindet – und z.B. ethische Aspekte nicht mehr diskutiert werden können (Stichwort: Demokratiedefizit);

- diskursive Benachteiligung gegenüber englischen Muttersprachlern aufgrund von Unsicherheit, eingeschränkter Eloquenz, Gefahr von Missverständnissen.

Diese Debatte hat teilweise darunter gelitten, dass die Warnungen mit einer unnötig scharfen Polemisierung gegen das Englische im deutschen Wissenschaftsbetrieb einhergingen. So wurde die Einführung englischsprachiger Studiengänge bisweilen mit Selbstaufgabe gleichgesetzt oder der angloamerikanischen Welt gar eine bewusste Strategie der kommunikativen Unterjochung vorgeworfen. Diese Polarisierung birgt leider die Gefahr, dass auch wichtige Einwände nicht ernst genommen werden.

Dagegen haben sich die großen Wissenschaftsorganisationen, etwa der Wissenschaftsrat oder die Deutsche Forschungsgemeinschaft, bislang als Institutionen zur ‚Sprachenfrage‘ offiziell, d. h. in Form von programmatischen Debatten oder gar Beschlüssen, nicht positioniert. Gleichzeitig haben sie an vielen Stellen das Englische Schritt für Schritt durchgesetzt – etwa für die Antragstellung in vielen Fachreferaten der DFG oder auch – als besonders prominentes Beispiel – für die Präsentation der Hochschulen in der dritten Linie der Exzellenzförderung.

Es ist daher als gutes Zeichen zu werten, dass in dieser Hinsicht in jüngster Zeit ein Wandel zu beobachten ist: Prof. Peter Strohschneider hat sich im Jahr der Geisteswissenschaften mehrfach prominent zur Rolle des Deutschen in den Geisteswissenschaften geäußert. Die VW-Stiftung hat eine eigene Förderinitiative unter dem Titel ‚Wissenschaft ist mehrsprachig‘ gestartet. Das Thema ‚Wissenschaftssprache der Zukunft‘ ist in jüngerer Zeit mehrfach auf Fachveranstaltungen aufgegriffen worden – so von der Leibniz-Gemeinschaft vor einem Monat, am 6. Mai 2008, hier an der LMU, oder auch vor einem Jahr vom DAAD im Rahmen des Goethe-Festivals ‚Die Macht der Sprache‘<sup>8</sup> Nicht zuletzt wurde im Rahmen des sogenannten ‚Limbach-Forums‘ im ‚FAZ-Lesesaal‘ in den vergangenen Wochen sehr differenziert und hochrangig über die Zukunft des Deutschen diskutiert.

2. Dass das Englische *die* dominante Wissenschaftssprache ist, hat viele – quantitative, qualitative wie historische – Gründe. So

- geben die USA mehr als die Hälfte aller Mittel für Forschung und Entwicklung weltweit aus;

- werden die weltweit rezipierten internationalen Rankings von Hochschulen in den USA und Großbritannien dominiert;

---

<sup>8</sup> Vgl. hierzu die DAAD-Publikation ‚Deutsch als Wissenschaftssprache. Tagungsbeiträge (Sektion III ‚Wissenschaft ist mehrsprachig‘ im Rahmen des Festivals ‚Die Macht der Sprache‘. Berlin 2007).

- ist Englisch die weltweit verbreitetste erste Fremdsprache;
- hat Englisch aufgrund der kolonialen Vergangenheit Großbritanniens einen offiziellen, staatlich anerkannten Status in mehr als 70 Ländern der Welt.

Dass Deutschlands Rolle in den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts entscheidend zum Verlust der früheren Bedeutung des Deutschen als internationale Wissenschaftssprache beigetragen hat, ist zu Recht oft betont worden.

Wissenschaft, die sich international vernetzt, wird dies heute daher auf Englisch tun, und wir sind vermutlich gut beraten dazu beizutragen, dass dies so bleibt – und wir nicht eines Tages alle gezwungen sind, Chinesisch zu lernen.

3. Innerhalb Deutschlands ist die Situation vielschichtiger: Was die Lehre angeht, so ist und bleibt die Unterrichtssprache in grundständigen Studiengängen hierzulande das Deutsche – auf Englisch wird gegenwärtig in unter 1% der grundständigen Studiengänge unterrichtet.<sup>9</sup> Dies entspricht dem europaweiten Trend – 4/5 aller englischsprachigen Angebote entfallen auf den Masterbereich, in einigen Ländern liegt der Anteil über 90%.<sup>10</sup> Ein Sonderfall sind die englischsprachigen „Studienangebote deutscher Hochschulen im Ausland“, die sich häufig auch auf den grundständigen Bereich beziehen.<sup>11</sup>

Auch weiterführende Masterstudiengänge in Europa werden erst in 10% der Fälle auf Englisch angeboten – hier ist der Trend allerdings steigend, und es gibt Länder oder auch einzelne Hochschulen (wie die ETH Zürich), die eine vollständige Umstellung des Masterbereichs auf Englisch erwägen.

Wer in Deutschland studiert, muss also derzeit in der Mehrzahl der Fälle vorher Deutsch gelernt haben. Gleichzeitig zeigt die Erfahrung, dass englischsprachige Studiengänge oder englischsprachige Arbeitsgruppen eine gute Möglichkeit sind, solche besonders qualifizierten Ausländer zu gewinnen, die aufgrund der Sprachbarriere Deutschland ansonsten als Zielland überhaupt nicht in Betracht ziehen würden. Neue Zielgruppen erreichen auch die englischsprachigen Angebote deutscher Hochschulen im Ausland, wo es derzeit eine enorme Nachfrage nach Deutschunterricht gibt und viele Studierende ihre Ausbildung nach einem ersten Abschluss vor Ort in Deutschland fortsetzen.

Fest steht aber auch: Wollen Ausländer dauerhaft in Deutschland zurecht kommen – sich sozial integrieren, mit der Verwaltung kommunizieren, von Angeboten außerhalb des Studiengangs oder der Arbeitsgruppe profitieren – müssen sie die Landessprache lernen. In den

---

<sup>9</sup> Angaben lt. HRK-Hochschulkompass vom Juni 2008.

<sup>10</sup> Vgl. Wächter, Bernd & Maiworm, Friedhelm, English-Taught Programmes in European Higher Education. The Picture in 2007. Bonn: Lemmens, 2008.

<sup>11</sup> Nähere Informationen hierzu finden sich unter <http://www.daad.de/hochschulen/studienangebote-ausland/05454.de.html>

DAAD-geförderten Studiengängen von Ende der neunziger Jahre waren hierfür eigene Sprachkurse vorgesehen, mancherorts wurde diese Dimension dagegen unterschätzt und es wurden zu wenige Hilfestellungen angeboten.

4. Auch die „Wissenschaft“ in Deutschland kann weder auf die nationale noch auf die internationale Rezeption verzichten – und das bedeutet, sie muss – teilweise parallel, teilweise sich ergänzend – auf deutsch und auf englisch verfügbar sein: *International* muss sie sich dem globalen Wettbewerb stellen; Publikationen in der *Nationalsprache* sind dagegen die Voraussetzung, dass ein Transfer von Grundlagenforschung in die Praxis stattfindet oder wenn eine Relevanz für Politikberatung oder gesellschaftliche oder kulturelle Fragen erreicht werden soll. Auch hier muss also eine Übersetzungsleistung erbracht werden – in die eine oder in die andere Richtung.

5. Die deutschen Hochschulen stehen somit vor der enormen Herausforderung, dass sie weder auf Deutsch noch auf Englisch verzichten können. Mit dieser Herausforderung ist aber in der Vergangenheit weder von den Befürwortern noch den Gegnern des Englischen in der Wissenschaftswelt angemessen umgegangen worden. Denn es hilft in dieser Situation weder, sich über das „Bad English“ deutscher Hochschullehrer und ihrer Zöglinge zu mokieren – um dann, mit Verweis auf drohenden Niveauverlust eine Rückkehr zum Deutschen zu fordern – davon wird das Englisch der nachfolgenden Generation bestimmt nicht besser.

Noch ist es angemessen, die sichere Beherrschung des Englischen einfach fraglos vorauszusetzen, die Schwierigkeiten, die mit dem Publizieren und Kommunizieren in einer fremden Sprache einhergehen, oder den Aufwand von Übersetzungsleistungen zu leugnen oder klein zu reden. Hier ist noch enorm viel zu tun – u.a. müssen wir die englischen (Fach-)Sprachkenntnisse *aller* Generationen trainieren, brauchen institutionelle Unterstützung für Übersetzungen u.a.m. Insgesamt brauchen wir einen „unideologischen“, pragmatischen Umgang mit dem Thema.

6. Zweisprachigkeit bedeutet zusätzlichen Aufwand. Hieraus folgt, dass ausländische Studierende, Promovenden und Wissenschaftler sich diesem Aufwand nur unterziehen werden, wenn wir als Wissenschaftssystem – mit unseren Studienangeboten, den wissenschaftlichen Leistungen und institutionellen Rahmenbedingungen – und auch als Land – kulturell, gesellschaftlich, wirtschaftlich, mit Blick auf rechtlicher Rahmenbedingungen – für Ausländer, in besonderer Weise attraktiv sind.

7. Was ist also in sprachpolitischer Hinsicht konkret zu tun:

- Notwendig an erster Stelle ist die bewusste und vermehrte Förderung von Sprachkompetenz – der englischen wie der deutschen – für Studierende, Wissenschaftler, Administratoren. Hier-

für müssen Ressourcen eingesetzt werden – für studienbegleitenden Deutschunterricht für Ausländer (auch in Form von web-basiertem Sprachunterricht, wie es z. B. hier an der LMU mit DAAD-Unterstützung für fachsprachlichen Deutschunterricht entwickelt wurde) ebenso wie für Trainingskurse für mündliche wie schriftliche Kompetenz in fachsprachenbezogenem Englisch. Auch die vermehrte Rekrutierung und der Einsatz von muttersprachlichen Dozenten, wofür der DAAD übrigens ein eigenes Förderprogramm hat, ist in diesem Zusammenhang ein erfolgversprechendes strategisches Element.

- Insbesondere Geisteswissenschaften werden auch weiterhin in der Muttersprache „produzieren“. Um deren Wahrnehmung international zu erhöhen, sollte für die Übersetzung von auf Deutsch publizierten wissenschaftlichen Artikeln und Monografien ins Englische, aber auch in andere Sprachen eigene Mittel bereit gestellt werden. In Kooperation mit der Maison des Sciences de l’Homme in Paris und dem Goethe-Institut fördert der DAAD seit Jahren die Übersetzung deutscher sozialwissenschaftlicher Literatur ins Französische. Dies könnte als Modell auch für andere Sprachpaare aufgegriffen werden.

- Wir sollten mit dem Gebrauch des Englischen und Deutsch auf Veranstaltung in Deutschland bewusster umgehen: Wo nur wenige Teilnehmer über zu geringe Deutschkenntnisse verfügen, sollte nicht alle in das Englische gezwungen werden, sondern Dolmetschdienste zur Verfügung stehen.

8. Ich habe in meinem Beitrag sehr stark dafür argumentiert, die Belastung, die Mehrsprachigkeit bedeutet, ernster zu nehmen. Zum Schluss möchte ich aber auch betonen, dass Mehrsprachigkeit auch handfeste strategische Vorteile hat. Schon vor knapp zehn Jahren hieß es im sogenannten „Nuffield Languages Inquiry“, einem politischen Strategiepapier der britischen Regierung: *„We are fortunate to speak a global language, but, in a smart and competitive world, exclusive reliance on English leaves the UK vulnerable and dependent on the linguistic competence and the goodwill of others.“* Mehrsprachigkeit zu pflegen ist also nicht nur wichtig, um die kulturelle Identität Europas zu bewahren (auch das!), sie wird auch und gerade in einer globalen Welt zur überlebensnotwendigen Schlüsselqualifikation werden.

Dr. Simone Schiedermaier

Studium der Faches Deutsch als Fremdsprache in Erlangen und München; Lehrtätigkeit an Universitäten in China, Japan, Norwegen und Deutschland; seit 2005 in der Redaktion der Zeitschrift ‚Zielsprache Deutsch‘; Lehr- und Forschungsschwerpunkte: Literaturtheorie und Literaturdidaktik, Theorie und Didaktik der Landeskunde, Sprachenpolitik und Wissenschaftssprache.